

März, Eduard

Article

Persönliche Erinnerungen an Joseph A. Schumpeter als akademischen Lehrer

Wirtschaft und Gesellschaft (WuG)

Provided in Cooperation with:

Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien

Suggested Citation: März, Eduard (1983) : Persönliche Erinnerungen an Joseph A. Schumpeter als akademischen Lehrer, Wirtschaft und Gesellschaft (WuG), ISSN 0378-5130, Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien, Wien, Vol. 9, Iss. 4, pp. 477-484

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/332133>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Persönliche Erinnerungen an Joseph A. Schumpeter als akademischen Lehrer*)

Eduard März

Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, begegnete ich Schumpeter zum ersten Mal im Harvard Economics Club im Frühjahr 1941. Der Träger dieses für mich geradezu legendären Namens hatte ein Referat über die Wiener Schule der Psychoanalyse seinen Studenten versprochen, zu dem sich über diesen engen Kreis hinaus noch eine große Zahl von Studierenden aus anderen Fakultäten eingefunden hatte. So sah ich denn den großen Schumpeter vor mir stehen: rundlich, mittelgroß, auf kräftigen Schultern ein massiver Kopf, dessen Züge entfernt an die Napoleons erinnerten. Seine Vortragsweise, an der ich auch bei späteren Gelegenheiten Anstoß nahm, war salopp und unsystematisch. Es war offensichtlich, daß der Referent keinerlei Konzept, geschweige denn einen geschriebenen Text für seinen schwierigen Gegenstand vorbereitet hatte.

Ich hatte mich in meiner Wiener Studienzeit mit den Hauptwerken Sigmund Freuds einigermaßen vertraut gemacht. So war ich in der Diskussion imstande, Schumpeter eine Reihe von Irrtümern nachzuweisen, wobei ich es nur schlecht verstand, meiner im Verlaufe des Vortrages immer stärker angestiegenen Irritation Herr zu werden. Schumpeter nahm meine Entgegnungen mit herablassender Freundlichkeit zur Kenntnis, und setzte schließlich der Diskussion ein Ende, indem er mich einlud, ihn in seiner Sprechstunde aufzusuchen, um auf einige der schwierigen Fragen mit der für deren Behandlung notwendigen Mühe einzugehen. Von diesem Zeitpunkt an, fand ich mich in

*) Aus: Eduard März, Joseph Alois Schumpeter – Forscher, Lehrer und Politiker.
Verlag für Geschichte und Politik Wien 1983, 190 Seiten, Seite 15–22

seinem Büro im Littauer-Building auf dem Harvard-Square in regelmäßigen Abständen ein.

Schumpeter hatte sich bei der Darlegung der Psychoanalyse auf sein monströses Gedächtnis verlassen, und mußte herausfinden, daß es ihn ausnahmsweise im Stich gelassen hatte. Bei seinen Vorträgen über Nationalökonomie – ich hörte seine Vorlesungen in den Fächern Theorie, Geldwesen und Sozialismus – kam es nur sehr selten vor, daß ihm ein Student eine Erinnerungslücke, oder gar einen Irrtum, nachweisen konnte, obwohl er auch diese ohne jedes geschriebene Konzept bestritt. In seinen Taschen hatte er allerdings leere Papierstreifen parat, die er gelegentlich, wenn ihm ein neuer Gedanke aufgestoßen war, mit einigen stenographischen Notizen beschrieb. So kam der Witz auf, daß seine Kollegen zu Hause vorbereitete Aufzeichnungen in ihre Vorlesungen brachten, während Schumpeter Aufzeichnungen aus seinen Vorlesungen nach Hause brachte. Er nahm Bemerkungen dieser Art nicht ohne Wohlgefallen auf.

Ich hörte Schumpeter-Vorlesungen (neben anderen von Gottfried Haberler, Edward Chamberlain, Abbot Usher und Alvin Hansen) durch ein volles Jahr, brach dann meine Studien ab und trat in den Dienst der amerikanischen Flotte. Nach dem Kriege nahm ich meine Studien wieder auf, hauptsächlich um meine Dissertation, die drei Jahre in einer Schublade gelegen hatte, endlich abzuschließen. Schumpeter nahm großes Interesse an dem Fortgang meiner Studie, nicht zuletzt deshalb, weil es um ein breit angelegtes wirtschaftshistorisches Thema ging – die ökonomischen Konsequenzen des Zusammenbruchs der Donaumonarchie. Er wurde jedoch seltsam zugeknöpft und kurz angebunden, als ich ihm ein langes Kapitel über das österreichische Schicksalsjahr 1918/1919 vorlegte, in dem er selbst eine eminente Rolle als Finanzminister der jungen Republik gespielt hatte. Erst viele Jahre später, als ich an einer Studie über die Finanzpolitik Schumpeters in diesem Jahre arbeitete, wurde mir seine mich so merkwürdig berührende Beklommenheit verständlich, die er bei der Diskussion dieses Themas an den Tag gelegt hatte. (Vergleiche Kapitel VII „Schumpeter als Finanzminister, März–Oktober 1919“.)

Auch andere Themen waren für Schumpeter tabu. So weigerte er sich, trotz der immer wieder vorgebrachten Forderungen der Studenten, seine eigene, berühmt gewordene, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung auf seminaristische Weise abzuhandeln. Da man dem großen Harvard-Professor eine kräftige Dosis von Eitelkeit nicht absprechen konnte, wie er selbst gesprächsweise gerne zugab, erschien diese Zurückhaltung unnatürlich und rätselhaft. Schließlich kam es zu einem kleinen Eklat. Bei einer öffentlichen Diskussion über die Aktualität des Sozialismus ging Paul M. Sweezy, damals der jüngste unter den Harvard-Professoren, auf die Hauptpunkte der Schumpeterschen Theorie ein und forderte seinen großen Kollegen auf, seine Ansichten zu einigen der strittigen Fragen expressis verbis darzulegen. Schumpeter ignorierte Sweezys Herausforderung und erging sich in einer langatmigen Panegyrik auf das amerikanische Wirtschaftssystem, worin er sich

durch keinen der provokatorischen Zwischenrufe der Studenten stören ließ.

Schumpeter hatte sein bekanntestes Werk, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*, noch vor Erreichung seines 30. Lebensjahres geschrieben. In nostalgischen Stunden nannte er später dieses Lebensalter „the sacred age of fertility“. In späteren Jahren versuchte er sich immer wieder an empirischen und theoretischen Untermauerungen seiner frühen Thesen, namentlich in seinem umfangreichen Buch *Business Cycles*, das er als Krönung seines Lebenswerkes ansah. Aber nur wenige Jahre vor dieser „tour de force“ war John M. Keynes' *General Theory of Employment* erschienen, und die Harvard Economics faculty sowie die Gemeinschaft der Ökonomen außerhalb Harvards sprach über kaum ein anderes Thema als über das der Keynesschen „Revolution“.

Schumpeter wäre kaum ein normaler Sterblicher gewesen, wenn er auf diese Mauer der Gleichgültigkeit, die seinem magnum opus begegnete, nicht mit Enttäuschung und Bitterkeit reagiert hätte. Dies kam u. a. auch darin zum Ausdruck, daß er die *General Theory* mit dem unschönen Wort „Depression Economics“ abzuqualifizieren versuchte. (Den Ausdruck soll allerdings der bekannte englische Ökonom Sir John Hicks geprägt haben.) Die bekannte Stagnationstheorie seines Kollegen Alvin Hansen, mit welcher dieser die damals weitgehend akzeptierte Annahme von einem dauernden „gap“ zwischen Ersparnissen und Investitionen zu verifizieren versuchte – im übrigen mit der expliziten Billigung durch Keynes –, fand, wie ich glaube zu Recht, nur wenig Gnade auf Seite von Schumpeter. Die Atmosphäre an der Harvard Faculty war so mitunter recht gespannt, und Schumpeter mußte erkennen, daß die Sympathien vieler Studenten sich eher seinem weit weniger begabten und profilierten Kollegen Hansen zuneigten. Dazu kam, daß Schumpeter politische Meinungen vertrat, die von einem Großteil der Harvard Community als schockierend empfunden wurden. Ich werde auf diesen Punkt später zurückkommen.

Man würde Schumpeter unrecht tun, wenn man seine Kritik an der Keynesschen Theorie bloß als Ausfluß der gekränkten Eitelkeit und des Konkurrenzneids auffassen würde. Er stand dem ganzen System der „Comparative Statics“ mit äußerster Skepsis gegenüber. Für ihn galten die Mechanismen, die von einem Zustand des Gleichgewichts zum anderen führten – oder führen sollten, und die von Keynes und der Keynesschen Schule mit einigen griffigen Formeln mit trügerischer Eleganz beschrieben worden waren, als die eigentliche Crux des Konjunktur- und Wachstumsprozesses. Nur eine wirklich „dynamisch“ angelegte Theorie konnte diesem einigermaßen gerecht werden. Schumpeter gab allerdings gelegentlich zu, daß das System der „Comparative Statics“ Ansätze zu einer mehr dynamischen Betrachtungsweise enthielt.

Es war auffallend, wie oft Schumpeter, wenn er über Keynes und den Keynesianismus dozierte, auf die Theorien von Karl Marx zu sprechen kam. Wenn man von Paul Sweezy absieht, der damals an seinem

genialen Frühwerk *The Theory of Capitalist Development* arbeitete, war Schumpeter der einzige – unter den arrivierten Harvard-Professoren –, der sich mit den ökonomischen Theorien von Karl Marx eingehend beschäftigte. In meinen Aufzeichnungen aus dieser Zeit findet sich eine von Schumpeter quasi en passant hingestreute Bemerkung, daß ein System wie das Marxsche – „which changes under its own steam will forever attract more attention than the Keynesian system of comparative statics“.

Schumpeter mag in diesem Zusammenhang auch an sein eigenes Werk gedacht haben, das die Dynamik der kapitalistischen Produktionsweise der innovatorischen Tätigkeit des Unternehmers zuschrieb. Ich werde auf den folgenden Seiten über die Schumpetersche Sicht des Konjunktur- und Wachstumsprozesses mehr zu sagen haben. Hier möchte ich nur vermerken, daß mir in meinem letzten Harvard-Jahr immer klarer wurde, daß die auffallende Zurückhaltung, die Schumpeter bei der Diskussion seiner eigenen Theorie erkennen ließ, ihre letzte Wurzel in seinem Gefühl ihrer Unzulänglichkeit gehabt haben mag. Schon in Wien, bald nach Erscheinen seines imponierenden Frühwerks, mußte er eine negative und höchst ungnädige Kritik aus der Feder seines verehrten Lehrers und Förderers Böhm-Bawerk hinnehmen. Und später scheinen ihm selbst immer größere Zweifel aufgestoßen zu sein, ob man den Kapitalzins als eine rein dynamische Erscheinung auffassen dürfe. Aber von einer Verknüpfung der Agiotheorie mit seiner dynamischen Theorie wollte er auch in seiner Harvard-Zeit nichts wissen. Frustrierende Überlegungen dieser Art veranlaßten ihn mitunter zu der Bemerkung, daß der Boden der Nationalökonomie nicht trittfest sei. Man habe manchmal das Gefühl, daß man sich in einer Sumpflandschaft bewege.

Schumpeter zollte dem Lausanner Ökonomen Léon Walras die allerhöchste Anerkennung – nämlich die, der eigentliche Begründer der quantitativen Schule der Nationalökonomie zu sein. Und er sprach immer wieder von der Notwendigkeit, das Walrassche System zu dynamisieren. Mir ist jedoch keine Studie Schumpeters bekannt, in welcher er selbst einen Versuch dieser Art unternommen hätte. Auch der neuen Schule der Ökonometrie, zu deren Vätern der große Lausanner Ökonom gezählt werden muß, stand Schumpeter aufgeschlossen und wohlwollend gegenüber. In seinen Vorlesungen präsentierte er häufig Arbeiten von Tinbergen, Frisch, Tintner, Hotelling, Samuelson u. a. Aber Schumpeter, der über eine gewisse Kenntnis der Mathematik verfügte, hat niemals auch nur eine Zeile geschrieben, die man der ökonometrischen Schule zurechnen kann. Auch in dieser Beziehung legt Schumpeter ein ambivalentes, wenn nicht gar rätselhaftes Verhalten an den Tag.

Schumpeter begann bald nach Abschluß seiner Studie *Business Cycles* an einem neuen Buch zu arbeiten, in welchem er zu einigen aktuellen Problemen Stellung nehmen wollte. Aus den zuerst nur hastig hingeworfenen Notizen und Skizzen sollte bald ein Werk entstehen, das einen überraschend starken und nachhaltigen Widerhall auch in den

nicht-akademischen Kreisen der Bevölkerung auslöste, der selbst heute nicht völlig verklungen ist. Ich meine natürlich sein im Jahre 1942 erschienenenes Buch *Capitalism, Socialism and Democracy*.

Das Buch beginnt bekanntlich mit einem Tribut an das theoretische Werk von Karl Marx. Insbesondere die Marxsche sozialwissenschaftliche Methodik, den „Historischen Materialismus“ feiert Schumpeter als eine der größten geistigen Leistungen auf dem Gebiete der Soziologie. Diese Verbeugung vor dem Genie Marxens war zweifellos als eine Herausforderung des Autors an den Konservativismus der an der Harvard Universität und an den anderen großen Universitäten des Landes herrschenden Schulökonomie gedacht, mit der das ewige enfant terrible neuerlich seine völlige geistige Unabhängigkeit demonstrierte. Aber dieser ungewöhnliche Auftakt zu einem ungewöhnlichen Buch hatte auch einen tieferen Sinn: Mit seinem Tribut stattete der Autor eine alte Dankeschuld ab. Nur Böhm-Bawerk, sein großer und unvergeßlicher Lehrer, hatte einen ähnlich tiefgreifenden Einfluß auf das Lebenswerk Schumpeters ausgeübt wie Karl Marx.

Indes, nach einer nicht unkritischen Würdigung der Marxschen Gedankenwelt, unterwirft Schumpeter die monopolistische Wirtschaft Amerikas einer Analyse, die als geharnischte Absage an die säkularen Stagnationstheorien marxistisch-linkskeynesianistischer Observanz verstanden werden muß. Dem Kapitalismus, in seiner neuen, von den großen monopoloiden Konzernen geprägten Lebensform, schreibt der Autor eine Dynamik zu, welche sich von der des Kapitalismus der freien Konkurrenz so dramatisch abhebt wie ein Kanonenschuß vom Zuschlagen einer Tür. In Retrospektive läßt sich sagen, daß die wirtschaftliche Entwicklung der ersten Dekaden der Nachkriegszeit, 1945–1975, eher Schumpeter als seinen marxistisch-linkskeynesianischen Antagonisten recht gegeben hat.

Nach dieser Weissagung eines goldenen Zeitalters des Kapitalismus kommt ein für die Schumpetersche Denkweise bezeichnender dialektischer Gedankensprung. Der Kapitalismus, so meint er, werde zugrundegehen und von einem sozialistischen System abgelöst werden, nicht etwa wegen seiner Gebrechen und Verbrechen, wie Marx es angenommen hatte, sondern – ganz im Gegenteil – wegen seiner imposanten historischen Leistungen. Schumpeter beschreibt einige Einzelheiten dieses Auflösungsprozesses. Die entscheidende Ursache der Ablösung des einen Systems durch das andere ist in letzter Instanz in dem Absterben der unternehmerischen Funktion zu suchen, die von einem manageriellen Team – der Technostruktur in der Diktion von J. K. Galbraith – übernommen wird. Mit dem Dahingehen des alten kapitalistischen Unternehmers stirbt auch eine Menschheitsepoche, die im Zeichen des schöpferischen Individuums und der liberalistischen Ideenwelt gestanden hatte.

Wie bereits früher vermerkt, war Schumpeters neues Buch ein augenblicklicher Publikumserfolg. Manche seiner linken Studenten hielten es für ein Dokument einer eigenwilligen und verspäteten Bekehrung zu ihrer eigenen Anschauungsweise. Sie übersahen den

Umstand, daß Schumpeter schon in den frühen zwanziger Jahren sehr ähnliche Ansichten öffentlich vertreten hatte. (Siehe den Aufsatz „Sozialistische Möglichkeiten von heute“ im Archiv für Sozialwissenschaften, Band 48, 1921.) Seine konservativen Freunde warfen ihm dagegen vor, daß sein Buch geeignet sei, zur Verbreitung einer defaitistischen Stimmung beizutragen, da er darin die Unabwendbarkeit und höhere Rationalität des Sozialismus postuliert hätte. Schumpeter begegnete solchen Vorwürfen mit der trockenen Bemerkung, daß es besser sei, gewisse negative soziologische Tendenzen frühzeitig zu erkennen, um entsprechende Gegenstrategien rechtzeitig entwickeln zu können.

In Wahrheit ließen die Argumente von links und rechts Schumpeter völlig unberührt. Er unterhielt eine sentimentale und nostalgische Beziehung zu den großen Gestalten und den von ihnen ausgehenden geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts, dem er sich stärker verbunden fühlte als der von ihm als brutal und gnadenlos empfundenen Gegenwart. Immer wieder konnte man von ihm die Bemerkung hören, daß Natur und Charakter einer gesellschaftlichen Epoche sich in der Art ihrer Kriegsführung manifestiere und daß die Kriege unserer eigenen Zeitrechnung auf die totale Vernichtung des Gegners abzielten – im Gegensatz zu den Kriegen der Vergangenheit. Der Kapitalismus, den Schumpeter für die Inkarnation des schöpferischen Unternehmergeistes hielt, sei längst, so schien es ihm, von der Weltbühne abgetreten. Was er in den letzten Jahrzehnten zu beobachten vermeinte, war ein Prozeß der allmählichen Annäherung der politischen Systeme. Eine neue managerielle Schicht schickte sich an, die Kommandohöhen von Politik und Wirtschaft im Westen sowie im Osten zu usurpieren. Hinter unterschiedlichen politischen Fassaden glaubte er, sehr deutliche Konvergenztendenzen erkennen zu können.

Es kann so kaum wundernehmen, daß Schumpeter während der Kriegsjahre in eine immer stärker fühlbare politische und menschliche Isolierung geriet. Unter den Studenten und in weiten Teilen der Bevölkerung war die Meinung – oder besser: die Illusion – verbreitet, daß das Sowjetsystem nach dem mit Sicherheit zu erwartenden Sieg über den Faschismus sich schrittweise in Richtung einer sozialen Demokratie entwickeln würde. Schumpeter begegnete solchen Ansichten mit kaum verhüllter Geringschätzung und Ablehnung. Charakteristisch für seine Einstellung zu dem Problemkomplex „Konvergenz der Systeme“ war seine positive Aufnahme des damals viel diskutierten Buches *Die Revolution der Manager* von James Burnham. Als ich einmal im Laufe eines Gespräches die Thesen Burnhams als oberflächlich bezeichnete, reagierte Schumpeter auf meine Bemerkung mit ungewöhnlicher Schärfe. Es wurde mir klar, daß ich einen Lebensnerv berührt hatte.

Mein Eindruck von Schumpeter während meiner Harvardzeit war nicht der eines stabilen, ausgeglichenen und glücklichen Menschen. Ich wußte, daß ihm in seiner österreichischen Heimat viel persönliches Leid und Ungemach widerfahren waren. Er war als Nationalökonom

wiederholt auf unfaire, ja gehässige Kritik gestoßen. Seine Bestellung als ordentlicher Professor in Graz konnte nur auf eine Intervention Böhm-Bawerks hin mit Hilfe einer allerhöchsten kaiserlichen EntschlieÙung durchgesetzt werden. Noch schmerzlicher war der frühe Verlust seiner jungen Frau und eines neugeborenen Kindes kurz nach seiner Übersiedlung nach Bonn im Jahre 1925.

Schumpeter verfolgte frühzeitig ehrgeizige politische Pläne, wie Tagebucheintragungen Joseph Redlichs, persönliche Briefe und nicht zuletzt während des Ersten Weltkriegs abgefaÙte politische Memoranden sehr deutlich zeigen. Seine Ministerschaft in einem Koalitionskabinett unter Karl Renner dauerte jedoch ein knappes halbes Jahr und endete mit einem peinlichen Eklat. Auch seine Bankiertätigkeit – er bekleidete einige wenige Jahre die Funktion eines Präsidenten der privaten Biedermann-Bank in Wien – war alles ehe denn erfolgreich. Nach der Liquidierung dieser Bank verblieb ihm die Last einer nicht unbeträchtlichen finanziellen Schuld.

In den Vereinigten Staaten konnte sich Schumpeter seinem wissenschaftlichen Lebenswerk sorgenfrei hingeben. Er tat dies auch mit einem Aufwand von Beharrlichkeit und Energie, der seine eiserne Konstitution allmählich untergrub. Noch während der frühen Stunden des Morgens konnte man ihn oft in dem Studierzimmer seines Hauses auf- und abschreiten und über seinen Arbeiten sinnieren sehen. Man konnte sich des Eindrucks kaum erwehren, daß Schumpeter von der Sorge getrieben war, sein Lebenswerk könnte unvollendet bleiben.

Aber ein homo politicus wie Schumpeter konnte in seiner wissenschaftlichen Arbeit nicht völlig aufgehen. Im Klassenzimmer enthielt er sich fast völlig der Kritik an der Wirtschaftspolitik der Regierung Roosevelt. Es wurde dennoch klar, daß er dem New Deal und vielen seiner linksbürgerlichen Exponenten mit Skepsis, mitunter sogar Verachtung gegenüberstand. Als sich zu Anfang des Krieges die Klassenzimmer zu lichten begannen und viele seiner Kollegen nach Washington, in die verschiedenen kriegswirtschaftlichen Institutionen, berufen wurden, konnte es geschehen, daß sich Schumpeter eines Ausdrucks der Bitterkeit nicht zu enthalten vermochte. Manchmal entschlüpfte ihm bei einem seiner seltenen Diskurse über die Wirtschaftspolitik das seltsame Wort: „If I were among the living, I should . . .“ Der alte homo politicus wähnte sich manchmal so gut wie tot.

Als ich nach dem Kriege nach Cambridge zurückkehrte, fand ich einen seltsam geläuterten, fast heiteren und mit der Welt offensichtlich ausgesöhnten Schumpeter vor. Dies war jedenfalls der Eindruck, den er auf mich und einige meiner Kollegen machte. Möglicherweise fand er Gefallen an seiner nun stark forcierten Arbeit an seinem letzten großen Werk, der *History of Economic Analysis*. Aber ein zu dieser Zeit häufig gehörter StoÙseufzer „thank God for America“ läÙt auch eine andere Interpretation seines auffallend veränderten Gehabens zu. Schumpeter, wie auch die übrige amerikanische Öffentlichkeit, wurde erst zu diesem späten Zeitpunkt sich der vollen Größe der europäischen Tragödie bewußt. Kein Wunder, daß er auf die Enthüllungen über Konzentra-

tionslager, fabriksmäßig betriebene Massenmorde und Austreibung ganzer Völkergruppen mit einem kurzen Stoßgebet reagierte. Mag sein, daß ihm damals auch die ersten leisen Zweifel ob der Gültigkeit seiner „Konvergenztheorie“ aufgestoßen sind; ich fand jedoch keine Gelegenheit mehr, diesen Punkt zu verifizieren.

In seinem Nachruf auf John Maynard Keynes (siehe: *The American Economic Review*, Bd. 36, Nr. 4, September 1946) versucht Schumpeter, auch ein Charakterbild des großen englischen Ökonomen zu zeichnen. Auf die Vielfalt seiner Interessen eingehend, schreibt er: „Diese Kombination von Interessen ist nicht ungewöhnlich. Das, was sie ungewöhnlich macht und fast als Wunder erscheinen läßt, ist der Umstand, daß er in jedes dieser Interessensgebiete so viel Energie einbrachte, als ob es sein einziges gewesen wäre. Sein Appetit und seine Kapazität für effiziente Arbeit erscheinen unglaublich, und seine Konzentrationsfähigkeit auf das, woran er gerade arbeitete, war wahrhaft Gladstonian; was er auch immer anpackte, verfolgte er mit einer Zielstrebigkeit, die jeden anderen Gedanken verdrängte. Er wußte, was es bedeutet, müde zu sein. Aber er schien kaum die toten Stunden der Freudlosigkeit und der Frustration gekannt zu haben . . . Menschliche Maschinen, die ihre letzte Kraftreserve verbrauchen, haben gewöhnlich etwas Unmenschliches an sich. Solche Leute sind fast immer kalt in ihren menschlichen Beziehungen, unnahbar und in sich gekehrt. Aber Keynes war das gerade Gegenteil von alledem – der freundlichste Geselle, den man sich vorstellen kann: freundlich, warm und heiter von der Art und Weise, wie Leute freundlich sind, die durch nichts beschwert sind . . . Er war liebevoll. Er war stets bereit, mit freundlichem Eifer auf die Meinungen, Probleme und Nöte anderer Menschen einzugehen. Er war generös, und dies bezog sich nicht allein auf Geldfragen. Er war gesellig, er liebte die Konversation, und er brillierte in ihr. Und, im Gegensatz zu einer weit verbreiteten Meinung, konnte er höflich sein, höflich im Stile einer Alte-Welt-Etikette, die zeitaufwendig ist . . .“

Mit diesen wenigen Strichen hat uns Schumpeter nicht bloß ein Porträt seines bewunderten und wohl auch beneideten großen „Rivalen“ hinterlassen, sondern wohl auch ein Bild, das manche seiner eigenen Züge trägt.